

ERFAHRUNGEN

Angèle Lieby
mit Hervé de Chalendar

*Eine Träne
hat mich
gerettet*

Sie hielten mich für tot,
aber ich kämpfte mich
zurück ins Leben


BASTEI
LÜBBE

■■■■■
**BASTEI
LÜBBE**
TASCHENBUCH

Über die Autorin:

Angèle Lieby wohnt zusammen mit ihrem Mann im Elsass. Dort traf sie den Journalisten Hervé de Chalendar, mit dem sie zusammen ihre Krankengeschichte aufschrieb. Ihr Buch soll all jenen Hoffnung machen, die an einer schweren Krankheit leiden: Solange man nicht tot ist, ist Heilung möglich.

Angèle Lieby
mit
Hervé de Chalendar

*Eine Träne
hat mich gerettet*

Sie hielten mich für tot,
aber ich kämpfte mich zurück ins Leben

Aus dem Französischen von
Monika Buchgeister


**BASTEI
LÜBBE**
TASCHENBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH

Band 60790

1. Auflage: Juni 2014

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen



Vollständige Taschenbuchausgabe

Bastei Lübbe Taschenbuch in der Bastei Lübbe AG

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Copyright © Éditions Les Arènes, Paris, 2012

Titel der Originalausgabe: »Une larme m'a sauvée«

Originalverlag: Les Arènes, Paris

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2014 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Josefine Janert

Umschlaggestaltung: Tanja Østlyngen

Umschlagmotiv: © una.knipsolina/photocase.de

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Gesetzt aus der Stempel Garamond LT Std

Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-404-60790-7

Sie finden uns im Internet unter

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

*Für Cathy, Célia und Mélanie –
in der Hoffnung, dass diese bescheidene Erzählung
sie auf dem Weg durch ihr eigenes Leben begleiten möge*

Eine Träne war meine Rettung

Inhalt

1. Allein in der Nacht	11
2. Kribbeln in den Fingerspitzen	15
3. Falsche Fährten	23
4. Mein Körper ist ein Gefängnis	27
5. Eine Geschichte von Verrückten	31
6. Die Fangzähne eines unbekanntes Raubtieres	38
7. Guantánamo	44
8. Bald werde ich »abkratzen«	47
9. »Im Gedenken an unsere liebe Mama«	53
10. Hinter dem Vorhang	60
11. Elektronischer Aufruhr	66
12. Die Helseherin	69
13. Die Träne	76
14. Der Alarm	81
15. Das Abc der Zärtlichkeit	86
16. Bicker – was?	95
17. Wo ist das Bällchen?	98
18. Eine Maschine	102
19. Folterstuhl	106
20. Das Bügelbrett	114
21. Der Kranke hinter der Krankheit	117
22. Atmen	124
23. Geschichten vom Wasser	129

24. Ein bisschen wie Benjamin Button	132
25. Lektion in »Leben«	137
26. »Ich liebe dich«	143
27. Kleine Misslichkeiten	149
28. Der Rückfall	151
29. Im Widerstand	162
30. Ein neuer Ausblick	168
31. Rückkehr zu den Ursprüngen	172
32. Sei begrüßt, Frühling!	179
33. Vom Ende zum Anfang	182
34. Ein anderer Blick auf das Koma	190
35. Zeugnis ablegen	199
Danksagungen	202

Mein hauptsächliches Anliegen beim Schreiben dieses Buches war es, denjenigen zu Wort kommen zu lassen, dem die Medizin immer zu Diensten sein soll: den Patienten. Dieses Buch will weder eine medizinische Abhandlung noch ein Abenteuerroman oder eine Biographie sein, es ist die Geschichte eines Kampfes.

Eine solche Erzählung ist zwangsläufig einseitig und unvollständig. Ich stehe zwar im Zentrum dieser Geschichte, bin aber nicht immer – in gewisser Weise sogar selten – in der Lage, sie zu verstehen. Leider bin ich aber nicht die Einzige, die nicht alles verstanden hat! Trotzdem wird niemand bestreiten können, dass ich bei dem Thema, um das es im Folgenden geht, in ganz besonderem Maße als Zeugin auftreten kann. Im Kern handelt dieses Buch vom Leid in der Welt des Krankenhauses.

Immer wieder habe ich mich gefragt, was besser ist: vergessen oder Zeugnis ablegen? Alles noch einmal aufwärmen oder es hinter sich lassen? Alles vergraben oder noch einmal ausbreiten? Instinktiv neigt man wohl dazu, die schmerzlichsten Augenblicke aus dem Gedächtnis zu streichen, denn sie erschweren eine Rückkehr ins Leben.

Einige meiner Verwandten und Bekannten haben mir gegenüber ihrer Sorge ganz unverhohlenen Ausdruck verliehen,

als sie sahen, wie besessen ich von der Idee war, alles festzuhalten. Sie warnten mich: »Lass die Vergangenheit ruhen! Es wird dir nicht guttun! Sprich lieber über positive Dinge ...«

Damit bin ich vollkommen einverstanden. Was ich hier schreibe, muss ganz einfach positiv sein. Es geht nicht darum, Groll zu hegen, und auch nicht darum, mit irgendjemandem abzurechnen.

Ich habe sehr früh beschlossen, keinen Prozess anzustrengen, und ich wollte auch nicht der Frage der Verantwortung nachspüren. Ebenso wenig habe ich geschrieben, um Anschuldigungen zu erheben oder in Wehklagen zu verfallen. Ich wollte lediglich meinen Beitrag leisten und etwas in Bewegung bringen.

Damit den Kranken Gehör geschenkt wird und die Pflegenden immer wieder hinterfragen, was sie tun.

Ich möchte Sprachrohr jener sein, die – wie auch ich vor noch gar nicht langer Zeit – nicht sprechen, ja, sich nicht einmal bewegen können.

Ich musste einfach schreiben, weil meine Erfahrung einen Nutzen haben muss.

Weil Fehler passieren können, sich aber nicht wiederholen sollten.

All das Leid, das ich ertragen habe, werde ich sehr viel leichter hinter mir lassen können, wenn es nun dazu beiträgt, das Leid anderer Patienten zu lindern.

Allein in der Nacht

Wo bin ich?

Alles ist dunkel. Ich bin im Dunkeln. Es ist ein vollkommenes Dunkel, ohne jede Kontur, ohne jeden noch so kleinen Lichtschein. Ein furchterregendes oder ein beruhigendes Dunkel – das vermag ich nicht zu entscheiden. Es ähnelt dem Dunkel meiner Kindheit, wenn ich in einem Wandschrank Zuflucht suchte, mich dort einerseits sicher wähnte und doch andererseits wie Espenlaub zitterte.

Egal, wie sehr ich mich auch bemühe, ich sehe nichts. Nichts außer dieser tiefen Dunkelheit. Habe ich die Augen offen oder geschlossen? Ich weiß es nicht. Was ist geschehen? Auch das weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass ich nicht allein bin: Ich höre jemanden neben mir. Er atmet schnell – wie ein hechelnder Hund.

Ob es ein Mensch ist? Oder ein Tier?

Vor allem jedoch fühle ich mich eingengt. Ich verspüre einen so heftigen Druck auf meiner Brust, dass ich dagegenhalten muss, um überhaupt atmen zu können. Dann blähe ich meinen Brustkorb mit einer solch ungeheuren Anstrengung auf, dass ich meine Rippen krachen höre ... Erschreckt halte ich inne. Aber ein Gewicht drückt mich nieder, und ich kann mich doch nicht einfach zerquetschen lassen ...

In diesem vollkommenen Dunkeln muss ich um jeden

Atemzug kämpfen. Was ist geschehen? Wie lautet die Erklärung für das alles? Etwas Schwerwiegendes muss vorgefallen sein, so viel ist klar. Ich muss es herausfinden. Ich muss mich beruhigen und nachdenken.

Ich bin in die Notaufnahme gekommen, daran erinnere ich mich genau: Ich hatte Kopfschmerzen, so fürchterliche Kopfschmerzen, dass ich mich ins Krankenhaus habe bringen lassen. Denn wo ist man besser aufgehoben als im Krankenhaus? Und nun liege ich hier in der Dunkelheit. Wo sind nur die Ärzte? Und wo die Krankenschwestern? Wo ist Ray? Wo sind meine Freunde? Was zermalmt mich hier? Wieder stemme ich mich dagegen, wieder glaube ich, meine Rippen krachen zu hören. Soll ich überhaupt weiteratmen? Soll ich mich weiter gegen den Druck auf meiner Brust stemmen?

Es fühlt sich so an, als sei das Krankenhaus buchstäblich über mir zusammengebrochen.

Genau: Es muss ein Erdbeben gegeben haben, und ich liege hier unter Tonnen von Trümmern begraben. Die hektischen Atemzüge neben mir gehören zu einem anderen Lebewesen, das hier ebenfalls in der Falle sitzt, weil die Erde sich plötzlich aufgetan hat. Abgesehen davon ist alles ruhig. Ist es immer so still nach einem Erdbeben? Handelt es sich um eben jene Stille, die auf das tumultartige Durcheinander einer Katastrophe folgt?

Wahrscheinlich. Auch nach einem Unwetter herrscht eine solche Ruhe.

Erstaunlich ist allerdings, dass ich mich abgesehen von diesem Gewicht auf meinen Rippen, abgesehen von dieser rätselhaften, allumfassenden Dunkelheit gut fühle. Vollkommen fit! Auf jeden Fall geht es mir viel besser als zum Zeitpunkt mei-

ner Ankunft hier, als diese grausame Migräne meinen Schädel zusammenpresste wie ein Schraubstock. Jetzt wird nicht mehr mein Kopf eingezwängt, sondern meine Brust. Das ist zwar beängstigend, aber erträglicher. Ich versuche zu rufen, aber ich habe das deutliche Gefühl, dass kein Laut über meine Lippen kommt. Meine Gedanken hallen nur in meinem Innern wider. Auch das Wesen neben mir ist stumm.

Die Zeit vergeht. Vollkommen blödsinnig versuche ich unwillkürlich, im gleichen Rhythmus zu atmen wie der andere, genauso schnell und mechanisch wie ein hechelnder Hund. Auf diese Weise beschäftige ich mich. Ich werde müde dabei. Ich fühle mich immer noch eingeengt, aber ich strengte mich nicht mehr an, um zu atmen.

Alles ist egal. Ich ergebe mich einfach. Ich falle in einen Dämmer Schlaf ...

Stimmen wecken mich wieder. Es sind ruhige Stimmen, auch Schritte sind zu hören. Frauen und Männer. Kurze, zweckmäßige Wortwechsel. Sie sprechen von Zimmern, von Patienten.

»Hast du die 320 schon versorgt?«

Ich lächle innerlich. Uff! Alles wird gut! Ich bin immer noch im Krankenhaus, und es hat kein Erdbeben gegeben ... Das Gebäude ist nicht eingestürzt. Und ich bin wahrscheinlich nicht in einem Wandschrank eingeschlossen, sondern liege in einem Zimmer wie eine ganz normale Patientin. Aber warum muss ich immer noch hier im Krankenhaus bleiben? Sie bringen vermutlich erst einmal ihren gewöhnlichen Rundgang zu Ende, dann kommen sie zu mir und öffnen meine Augen. Diese sind nämlich geschlossen, das ist auch beinahe schon alles, was ich zu beanstanden habe – al-

lerdings kann ich meinen Mund aus unerfindlichen Gründen ebenfalls nicht öffnen.

Und wenn es nun doch etwas Ernstes ist? Aber warum denn? Ich habe schließlich keinen Unfall gehabt, sondern nur Kopfschmerzen. Ich bin nur für kurze Zeit hier. Deshalb liege ich auch mit diesem Kranken im Zimmer, der immerzu schläft und mit der beeindruckenden Regelmäßigkeit eines Tieres atmet. Ich bin zwar noch nicht ganz bei Bewusstsein, aber sobald ich richtig aufgewacht bin, werde ich nach Hause gehen können.

Wer weiß, vielleicht werde ich heute Abend sogar noch tanzen gehen!

Träume ich etwa? Möglich ist es.

Kann man sich in einem Traum fragen, ob man träumt? Ja, es sieht ganz so aus. Aber ein Traum dauert niemals so lange an.

Worauf warten sie, um meine Augen zu öffnen und meinen Kiefer zu entsperren? Worauf warten sie, um endlich nach mir zu sehen? Warum gehen sie ständig an mir vorbei? Worauf warten sie, um mich zu befreien? Und mir alles zu erklären?

Die Männer und Frauen sind wieder fortgegangen.

Ich denke nach, um mich zu beschäftigen. Ich erinnere mich ganz genau an alles, was geschah, bevor ich in dieser abgrundtiefen Nacht aufgewacht bin. Ich habe nichts vergessen.

Die Geschehnisse der vergangenen Stunden ziehen mit der Präzision eines Filmes auf einer Großbildleinwand an mir vorbei. Einerseits bin ich glücklich, mich so gut daran erinnern zu können. Und andererseits fürchte ich mich bereits jetzt auf diffuse Weise vor dem, was nun mit mir geschehen wird.

Kribbeln in den Fingerspitzen

Montag, 13. Juli 2009. Es ist Sommer, morgen ist Nationalfeiertag. Alle, oder zumindest fast alle, haben frei: Wer schon im Juli Sommerferien hat, tummelt sich an den Stränden, wer erst im August wegfährt, nimmt einen Brückentag. Aber ich stehe heute Morgen um vier Uhr auf! Ich arbeite in der Morgenschicht: von 6 Uhr bis 13.30 Uhr.

Das stört mich jedoch nicht. Die nächsten Ferien sind nicht mehr allzu fern, und die letzten liegen noch gar nicht lange zurück: Erst vor zwei Wochen waren Ray und ich auf Rhodos, umfungen vom Blau des Himmels und des Meeres. Einfach traumhaft schön: Unweigerlich muss ich beim Gedanken daran lächeln ... Ich möchte mich wirklich nicht beklagen. Es schreckt mich nicht, vor Sonnenaufgang aufzustehen: Ich bin ein Morgenmensch. Und ich bin es gewohnt: Jede zweite Woche ist das so.

Eine Woche arbeite ich von 6 Uhr bis 13.30 Uhr, die darauffolgende von 13.30 Uhr bis 21 Uhr. Dieser Rhythmus ist anstrengend, das stimmt schon, aber wenn ich früh beginne, habe ich wenigstens den Nachmittag für mich: Ich kann ins Schwimmbad gehen oder meine Freundinnen treffen ... Ich muss nur früh schlafen gehen, das ist alles.

Es geht mir rundum gut. Zugegeben, ich hatte im Februar eine Bandscheibenoperation, aber das gehört bereits der Ver-

gangenheit an. Ich treibe sogar schon wieder Sport, insbesondere fahre ich Fahrrad. Vergangenen Samstag bin ich erstmals wieder 50 Kilometer gefahren – wie früher. Da habe ich mir gesagt: »Endlich! Die Operation ist nur noch eine Erinnerung!«

Es war heiß: Ich erinnere mich noch an die angenehme Kühle, die uns Radfahrer umfing, als wir durch den Wald im Park Pourtalès fuhren, jener bewaldeten Oase im schicken Viertel Robertsau von Strasbourg. Vielleicht hatte ich mir durch diesen Temperaturunterschied auch das leichte Halsweh eingefangen ... Es war aber nicht der Rede wert, ich hatte kein Fieber und hatte einfach eine Tablette genommen. Am nächsten Tag waren wir mittags bei meinem Bruder Gilbert eingeladen. Ich fühlte mich etwas erschöpft. Wäre es nicht Gilbert gewesen, so hätte ich abgesagt. Wirklich beunruhigend fand ich das nicht: Schließlich sind wir doch alle ein wenig erschöpft nach einer anstrengenden Arbeitswoche, oder?

Wenn ich daran zurückdenke, fällt mir außerdem noch die Sache mit der Ananas ein ... In der Kantine ist diese Frucht mein Lieblingsdessert. Aber in der letzten Woche war es nicht so, ohne dass ich gewusst hätte, warum: Ich konnte die Säure der Ananas nicht ertragen. Es war ein seltsames Gefühl: als würde meine Zunge zerschnitten. Das Gleiche verspürte ich bei dem Zitronensaft auf dem Fischgericht. Aber ich schenkte diesen Empfindungen keine weitere Beachtung.

In den vergangenen Tagen hatte ich also leichte Halschmerzen, war am Sonntag ziemlich erschöpft und verspürte eine plötzliche Abneigung gegen Ananas. Nichtigkeiten. Belanglose Rätsel, wie sie mit schöner Regelmäßigkeit in unserem Alltag auftauchen und wieder in Vergessenheit geraten,

solange das Leben in den gewohnten Bahnen verläuft. Erst wenn danach dramatische Ereignisse eintreten, werden sie im Nachhinein zu bedeutungsvollen Vorzeichen ...

Nein, ganz ehrlich, noch vor der Morgendämmerung an jenem Montag, dem 13. Juli, fühle ich mich gut, während ich mich im Badezimmer zurechtmache und dabei Musik höre wie jeden Morgen. Ich bin 57 Jahre alt. Ohne falsche Bescheidenheit – es kommt mir so vor, als sei ich viel jünger als viele andere Frauen meines Alters. Das hat sicher damit zu tun, dass ich häufig Sport treibe: Ich fahre Fahrrad, gehe ins Schwimmbad, mache Hochgebirgstouren, und ich laufe (mehrmals habe ich an dem Lauf »10 Kilometer durch Strasbourg« teilgenommen) ... Auch mein Charakter spielt sicher eine Rolle: Man hat mir stets gesagt, dass ich ein positives Naturell besitze, und das stimmt wirklich. Ich gehöre einfach nicht zu den Leuten, die oft niedergeschlagen sind. Das hat letztlich mit der Liebe zu tun. Ray schläft noch selig. Unsere Tochter Cathy lebt in Paris und hat uns bereits mit zwei wundervollen Enkelinnen beschenkt, Célia und Mélanie. Alles ist gut, wirklich. Ich gebe es gerne zu: Ich bin glücklich. Das Leben ist schön, und die Tatsache, dass ich am Tag vor dem 14. Juli um 6 Uhr morgens zur Arbeit muss, wird mich nicht das Gegenteil behaupten lassen! Obendrein haben wir geplant, am Abend auf den Ball der Feuerwehr zu gehen ...

Ich frühstücke ausgiebig, dann starte ich in den erwachenden Tag. Ich verlasse unsere Wohnung in Schiltigheim, einem Vorort von Strasbourg. Gewöhnlich nehme ich den Firmenbus, aber heute Morgen fahre ich lieber mit dem Wagen. Ich mache mich auf den Weg zu unserer Firma, die etwa 20 Kilometer

von unserer Wohnung entfernt liegt. Ich arbeite seit zehn Jahren dort. Das Unternehmen stellt Einkaufswägen und Transportkarren her für Supermärkte, Flughäfen und Krankenhäuser. Davor war ich über 20 Jahre lang leitende Angestellte in einem Wäscheunternehmen. Ich hatte eine gute Stellung, aber das Unternehmen musste schließen. Da griff ich beim ersten neuen Stellenangebot gleich zu, und das war der Arbeitsplatz in dieser Firma. Ich bringe die Pfandschlösser auf den Metallverstreben der Einkaufswägen an, also die Geldschlitze, in die man eine Münze oder ein Pfandstück einführt, um die angeketteten Wägen zu entriegeln. Je nach Bestellung oder Land werden die Pfandschlösser an unterschiedlichen Stellen angebracht: Man muss die Feinabstimmung vornehmen, sie manchmal mittig, manchmal rechts oder auch links montieren ...

Ich arbeite mit einem Schraubenzieher, und zwar im Stehen. Die Arbeit ist körperlich recht anstrengend, aber ich habe mich gut daran gewöhnt. Es ist eine von Männern geprägte Welt: In einer Schicht kommen auf ungefähr 300 Männer etwa zehn Frauen. Auch daran habe ich mich gewöhnt. Ich glaube, diese Männer können mich gut leiden. Sie kommen oft zu mir und erzählen mir kleine Geschichten. Wir scherzen oder diskutieren miteinander. Ich mag den Kontakt zu den anderen Menschen, den diese Arbeit zulässt, und ich gehöre zu den Leuten, die immer das Gute an allem sehen. Vielleicht auch deshalb werden die Praktikanten stets zu mir geschickt. Alles ist in Ordnung, denn ich bin ja topfit und glücklich oben-drein.

Auf dem Parkplatz des Unternehmens, der bereits in das zarte Licht der aufgehenden Sonne getaucht ist, fällt ein erster Schatten auf diesen ungetrübten Morgen: Ich verspüre ein

Kribbeln in den Fingerspitzen. Ein früherer Bruch des kleinen Fingers kommt mir in den Sinn. Anzeichen für Rheuma? Vorboten eines Wetterwechsels? Oh nein, es wäre einfach zu dumm, wenn es heute Abend während des Balls regnen würde! Aber nein, es muss etwas anderes sein: Die Missempfindungen sind in allen meinen Fingern und zwar an beiden Händen zu spüren.

Und der Schmerz weitet sich auf die Gelenke aus. Er kommt plötzlich und sehr heftig. Ich reibe meine Hände, ohne dass sich etwas bessert. Das ist seltsam, aber nicht zu ändern. Ich muss jetzt zur Arbeit ... Ich grüße meine Kollegen, richte mein Augenmerk auf die Geldschlitze und fühle, dass meine Hände bei der Arbeit etwas beweglicher werden.

Aber jetzt stellt sich ein heftiger Kopfschmerz ein. Ich versuche, meine Gedanken von ihm fortzulenken. Ich nehme Maß, schraube und fertige. Die Metallverstreben türmen sich übereinander. Das Dröhnen in der Fabrik nimmt immer mehr zu und bohrt sich förmlich in meinen Schädel. Die Migräne betäubt mich. Ich kann mich nicht einmal mehr bücken, um eine Münze in den Schlitz zu schieben.

Um 8.30 Uhr entscheide ich, dass ich nach Hause gehen muss.

Ich suche meinen Vorgesetzten auf, um ihm mitzuteilen, dass ich unmöglich weiterarbeiten kann.

»Ruh dich aus, Angèle. Mach eine Pause, es geht sicher vorüber ...«

Nein. Ich habe bereits begriffen, dass es nicht vorübergehen wird. Dass alle Pausen, alle guten Worte dieser Welt nichts ausrichten werden. Selbst wenn ich noch so guten Willens bin, ich kann nicht mehr arbeiten. Ich spüre, dass das, was mich

heute Morgen mit solcher Wucht packt, keine Migräne, kein Rheumatismus ist. Ich habe die dumpfe Ahnung, dass etwas Ernstes im Anmarsch ist, ohne jedoch zu wissen, was es sein könnte.

»Es tut mir leid, aber ich muss nach Hause!«

Der Vorgesetzte reicht mir ein Formular, und ich verlasse meinen Arbeitsplatz.

Beim Hinausgehen wünscht mir mein Kollege Marc noch freundlich einen »Schönen 14. Juli!« Sein Lächeln ist besorgt: Auch ihm ist aufgefallen, dass meine Kopfschmerzen nicht alltäglich zu sein scheinen. Sie kennen mich hier gut. Sie wissen, dass ich mich nicht schon beim kleinsten Unwohlsein davonstehle. In zehn Jahren war ich kein einziges Mal krank. Aber jetzt zögere ich nicht, ich eile auf den Parkplatz: Ich muss so rasch wie möglich nach Hause fahren – solange ich noch in der Lage bin, ein Auto zu steuern.

Ray ist natürlich überrascht, als er mich zurückkommen sieht. Er bringt mir ein Schmerzmittel, und ich lege mich schlafen. Mit ein wenig Glück werde ich mich beim Aufwachen für den Ball der Feuerwehr zurechtmachen können ... Aber beim Aufwachen ist alles noch schlimmer. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, aber die Kopfschmerzen sind noch heftiger geworden. Bereits die kleinste Bewegung ist eine Qual. So etwas habe ich zuvor noch nie erlebt: Es fühlt sich an, als wäre mein Kopf in einen zu kleinen Helm hineingepresst worden und als würde sich dieser Helm immer noch weiter verengen, bis er schließlich mein Gehirn zerquetscht.

Keine Schmerztablette der Welt kann mir Erleichterung verschaffen.